

«Freiheiten müssen wir uns bewusst erkämpfen»



Die Zürcherin Ursula Hauser erlebte einen Teil des Summer of Love 67 in San Francisco, demonstrierte gegen den Vietnam-Krieg und die Unterdrückung der Afro-Amerikaner. Zurück in der Schweiz, stürzte sie sich in die 68er-Unruhen und wurde Psychologin und Traumaspezialistin. Heute noch arbeitet die 71-Jährige an einer Gesellschaft, die über Tabus redet, Wünsche offen äussert und nach Freiheit strebt.

Es gibt zwei bekannte Bilder des Jahres 1967 in Zürich: die kaputten Stühle am Konzert der Rolling Stones im Hallenstadion vom April 67, und die ersten Love-ins von Hippies vom September 67. Welches Bild entspricht Ihnen mehr?

Das erste Bild entspricht mir eindeutig mehr, weil ich mich in der Zeit um 1967 sehr stark mit dem Flower Power identifiziert habe. Ich war aktiv in der Bewegung gegen den Vietnamkrieg und orientierte mich am Slogan «Make Love Not War». Es ging uns aber immer darum, die gesellschaftliche Gewalt nicht einfach zu vertuschen, sondern den Krieg als ungeeignetes Mittel der Konfliktlösung zu bekämpfen. Man kann ja nicht einfach verleugnen, dass Gewalt überall existiert und eine Tatsache ist; ausserhalb von uns, in den gesellschaftlichen Strukturen, aber auch in unserem persönlichen Leben und in jedem von uns als Individuum.

Die Hippie-Bewegung kam von Kalifornien über England in die Schweiz. Im Januar 1967 etwa gab es ein Human Be-in mit dem US-Psychologen Timothy Leary im Golden Gate Park in San Francisco. Wie sind solche Informationen über neue Trends überhaupt bis nach Zürich gedrungen?

Ich war ab 1967 bis zum Sommer 1968 in den USA, kann aus dieser Zeit also rückblickend nicht viel sagen zur Situation

in der Schweiz. Ich bin ja gerade auch deshalb nach Kalifornien gereist, um von der Schweiz Abstand zu nehmen – nach einer ungewollten Schwangerschaft verbunden mit einer aufwühlenden Abtreibung befand mich in einer schwierigen Situation. Ich weiss aber, dass unter anderem der Zürcher Avantgardenkünstler Urban Gwerder mit seiner Zeitschrift «Hotscha» damals schon sehr viele Informationen aus San Francisco und den USA in der Schweiz weiterverbreitet hat. «Hotscha» trug offenbar sogar den Untertitel «Zeitschrift der Schweiz mit direktem Draht nach Kalifornien».

«Es ging uns immer darum, die gesellschaftliche Gewalt nicht einfach zu vertuschen, sondern den Krieg als ungeeignetes Mittel der Konfliktlösung zu bekämpfen.»

Sie wurden 1946 geboren, als Tochter eines Gemeindeschreibers in Klichberg. Mit 19 wurden Sie schwanger, es folgte eine Abtreibung. Was waren die Umstände dafür?

Meine ungewollte Schwangerschaft 1966 und die folgende Abtreibung gaben den Anstoss zu meiner Politisierung. Diese Erfahrungen prägten von allem Anfang an mein feministisches Denken und Handeln. Die Ursachen für die damalige Schwangerschaft lagen einerseits bei der mangelnden Aufklärung. Ich und mein damaliger Freund Felix wussten über Verhütung nicht Bescheid. Die Antibabypille, Mitte der sechziger Jahre zugelassen, wurde lange nur verheirateten Frauen verschrieben als «Mittel zur Behebung von Menstruationsstörungen». Mit Felix fuhr ich an einem schönen Sonntagnachmittag an den See, wir wollten mit einem Segelboot eine Tour machen. Mitten im See warfen wir den Anker aus, und als ich zum Baden ins Wasser springen wollte, hielt mich Felix zurück. Wir umarmten uns, dann ging alles schnell, die aufgestaute Lust brach durch. Es war kein romantisches Erlebnis, der harte Rand des Bootes drückte in meinen Rücken; bald war alles vorbei. Wir schlüpfen rasch wieder in die Kleider und verhielten uns so, als wäre nichts passiert.

Und bei diesem sexuellen Kontakt wurden Sie gleich schwanger?

Ja, ich wartete wochenlang auf die Menstruation, doch sie kam nicht. Ich wusste nicht mehr ein und aus, bis mir in den Sinn kam, dass ich Wolfgang, einen Arzt und Freund der Familie, anrufen könnte. Er war sehr einfühlsam, bestellte meinen Freund Felix auch gleich zum Termin – und begleitete mich durch die schwierige Zeit.

Warum die Abtreibung; das Kind zu behalten wäre undenk-

bar gewesen?

Felix und ich waren noch so jung und in Ausbildung, wie hätten wir das Kind aufziehen sollen? Es kamen die gesellschaftlichen Normen hinzu, die in meinem Milieu im kleinbürgerlich geprägten Kilchberg sehr stark waren. Ein uneheliches Kind galt als Schande, eine Abtreibung aber genauso. Meine Mutter organisierte heimlich einen Termin bei einer Psychiaterin, denn damals war ein ärztliches Gutachten Voraussetzung für einen Schwangerschaftsabbruch. Für den Attest bezahlte Mutter viel Geld, das sie vom eigenen Konto abhob. Sie sagte, Vater brauche nichts zu erfahren und erzählte auch sonst niemandem davon. Man befand sich damals mitten in der Stimmung des kalten Krieges; alles, was nicht der Norm entsprach, war tabu, über Sexualität zum Beispiel wurde einfach nicht gesprochen. Obwohl die Abtreibung damals für mich ein persönliches Trauma bedeutete, bin ich froh darüber, weil damit mein ganzes Leben verändert wurde und ich eigenständig zu denken begann. Die Abtreibung war gleichzeitig für mich eine Art «Neugeburt».

Im Winter 67 gab es in Zürich eine Demonstration für die Rechte der Frauen, ebenso eine erste Demonstration gegen den Krieg in Vietnam. Sie waren in den USA und wurden vor allem mit dem Thema «Rassismus» konfrontiert.

Ja, ich war damals in den Südstaaten der USA, im Norden und Süden von Carolina. Dort lernte ich einen tiefsitzenden Rassismus bei reaktionären gesellschaftlichen Gruppen kennen. Beispielsweise gab es Skinheads, die gegen Homosexuelle mobilisierten, oder auch faschistische Gruppen, denen die linken Antikriegsgruppierungen ein Dorn im Auge waren. Ich selbst war in San Francisco und New York dabei, als es auf den Strassen die ersten grossen Massendemonstrationen gegen den Krieg in Vietnam und gegen die verantwortliche US-Regierung gab. Ebenso engagierte ich mich in der Protestbewegung der Black Panthers nach der Ermordung von Martin Luther King im April 1968. Ein Schock für die USA und auch für mich war dann die Ermordung des Präsidentschaftskandidaten Robert Kennedy im Juni 1968. Der Bruder des späteren Präsidenten John F. Kennedy stand dem Vietnamkrieg nämlich kritisch gegenüber.

Ein Jahr zuvor, im April 1967, kamen die Rolling Stones nach Zürich, im Hallenstadion gingen Stühle zu Bruch. Wo

«Ein uneheliches Kind galt als Schande, eine Abtreibung genauso. Also organisierte meine Mutter heimlich einen Termin bei einer Psychiaterin.»



Bildlegende: Sapisimusda ari undae eatintios volupta ilignat aturers perchil ipsae rehendi

waren sie damals?

Als die Stones nach Zürich kamen, war ich längst in den USA. Das Human Be-in mit Timothy Leary im Januar 1967 habe ich leider verpasst. Ich lebte ab Ende 1967 in Kalifornien, und zwar genau im Haight-Ashbury-Viertel in einer wunderbaren Multi-Kulti-Hippie-Kommune. Dank meinem Schweizer Pass und den Sprachkenntnissen konnte ich auch immer etwas

Geld verdienen, etwa als Sprachlehrerin an verschiedenen Schulen und Universitäten. Auch war ich integriert in die damalige Jazz-Szene von San Francisco, wo Miles Davis und viele andere tollen Musiker jeden Abend in einem Keller oder im Park spielten. Die Kunstszene war voll in Schwung, und Tanzen war ein Lebensstil für viele!

Das Jahr 1968 gilt als grosses Jahr des Umbruchs. Könnte nicht das Jahr zuvor, 1967, mindestens so wichtig gewesen sein? Der Musiker und Künstler Hardy Hepp zum Beispiel sagt: «Ich bin kein 68er. Ich bin, wenn schon, ein 67er.»

Ich würde mich als Grenzgängerin bezeichnen. Für mich begann mein eigener Umbruch 1966; er vertiefte sich dann zusammen mit meiner Politisierung in den kommenden Jahren. Das Ganze war für mich ein intensiver subjektiver und kollektiver Prozess, der die alten Werte in Frage stellte und Veränderung brauchte. Aber in der Perspektive von heute würde ich mich eher zu den 68ern zählen. Die politischen Ereignisse vom Mai 68 nahm ich sehr intensiv wahr, zum Beispiel das Zürcher Manifest und den Globuskrawall. Kaum war ich 1968 zurück in der Schweiz, wirkte ich aktiv in den politischen Gruppen an der Universität mit. Ebenfalls integrierte ich mich Ende 68 in den Mieterkampf und die damalige maoistische Bewegung.

Kann man sagen, 67 war eher ein intrinsischer Wandel; es ging vor allem darum, sich selbst zu verbessern und nur indirekt auch andere? Dagegen wäre 68 eher expressiv und politisch gewesen mit der Absicht, die Welt zu verändern, und zwar sofort?

Für mich ist diese Zweiteilung falsch, beide Prozesse gehören zusammen, das eine geht nicht ohne das andere. Leider haben dies viele Linke nicht verstanden, mit Ausnahme der Frauenbewegung. In linken Kreisen herrschte damals eigentlich eine «kleinbürgerliche Ideologie», viele waren neuen Einflüssen von aussen gegenüber wenig offen. Zum Beispiel wurde die Psychoanalyse skeptisch betrachtet, sie war verpönt; fast niemand hat sie politisch verstanden. Viele der politisch Engagierten, das wären nun die klassischen 68er, reagierten enttäuscht, weil der erhoffte Wandel nicht subito zu erreichen war. Sie begannen, sich mit Esoterik zu beschäftigen oder in ein indisches Kloster zu verkriechen.

«Viele der politisch Engagierten reagierten enttäuscht, weil der erhoffte Wandel nicht subito zu erreichen war. Sie begannen, sich mit Esoterik zu beschäftigen oder in ein indisches Kloster zu verkriechen.»

«Die freie Liebe» war ein wichtiges Thema von 67, wie Berichte über Kommunen zeigen. Wie war das in Ihrem Fall?

Natürlich gehört zu jeder revolutionären Bewegung die «freie Liebe», vor allem die Selbstbestimmung der Frauen über ihren Körper und ihre Sexualität. Aber leider waren und sind bis heute auch die linken Organisationen patriarchalisch orientiert, deshalb galt meistens die «freie Wahl» eher für die Männer als für Frauen. In meinem Falle wohnte ich zwar meistens in Kommunen, mietete aber immer auch ein Zimmer für mich alleine; damals war das möglich, ein Dienstmädchenzimmer in der Altstadt von Zürich kostete um die 80 Franken im Monat, natürlich ohne Bad, dafür gab es die Lindenhof Sauna. Ich hatte verschiedene Partner, die immer auch wussten, wer «der andere» oder «die andere» war. Ich hatte auch mit Frauen Liebschaften und genoss die kollektiven Wohngemeinschaften. Aber weil ich ab 1969 in Psychoanalyse war, war das Wichtigste für mich, ehrlich zu sein und zu reden.

«Den Summer of Love zu Grabe zu tragen, das war auch eine symbolische Geste verbunden mit dem Eingeständnis, dass die Hippiebewegung ohne politische Orientierung war – einfach ein Geniessen, solange es geht.»

Mit dem Fall Jegge kommen jetzt auch die Schattenseiten einer falsch verstandenen «freien Liebe» ans Licht, was zuvor bereits in Deutschland und anderswo passiert ist; Stichwort: Odenwald-Schule. Was denken Sie dazu?

Zu Jürg Jegge möchte ich mich nicht äussern, da ich zu wenig weiss, wieviel die Manipulation der Presse mit dabei ist, persönlich kenne ich ihn nicht. Dass es auch Schattenseiten und Konflikte, sogar Dramen und Suizide gegeben hat in jener Zeit, ist eigentlich nicht erstaunlich. Wir alle waren ja im «alten System» sozialisiert worden, das neue Zeitalter überforderte uns oft. Ich hatte Glück, dass ich auf die linke Psychoanalytikerin Goldy Parin-Matthéy gestossen bin. Sie hat mich durch alle Wirren und das heftige Suchen begleitet. Aus Solidarität hat sie den Preis ihrer Therapie meinen bescheidenen Möglichkeiten angepasst und stark vergünstigt.

Neue Drogen waren 1967 ein wichtiges Thema, vor allem Haschisch und LSD. Wie war das für Sie?

Natürlich habe ich auch verschiedene Drogen ausprobiert, Haschisch gehörte in jede Kommune, auch in Zürich. Meine ersten Drogenerfahrungen mit LSD habe ich in San Francisco gemacht, zum Glück war immer jemand dabei, der zu uns



Bildlegende: Sapisimusda ari undae eatintios volupta ilignat aturers perchil ipsae rehendi

Sorge trug, ein Guide. Ich erinnere mich an ein intensives Drogenerlebnis: Ich konnte fröhlich mit Delphinen in einem Aquarium reden, lachen und mit ihnen singen, ohne dass sich jemand daran störte. Aber ich habe auch schlimme Szenen miterlebt, wenn jemand eine Überdosis genommen hatte. Es ging darum, die Suchtgefahr zur richtigen Zeit zu erkennen. In der Schweiz habe ich nur noch Marijuana oder Haschisch geraucht, die harten Drogen waren mir zu gefährlich.

Hier in Uruguay, wo ich jetzt einen grossen Teil der Zeit lebe, hat die Regierung Marijuana inzwischen legalisiert; das ist die beste Art, den korrupten Handel mit all seinen kriminellen Seiten zu vermindern. Zweitens können homosexuelle Paare heiraten, wenn sie wollen; auch das ist ein wichtiger Schritt der Befreiung. Für mich war es immer zentral, dass wir uns die Freiheit bewusst erkämpfen. Sei es beim offenen Reden über Tabus, beim Erkennen von eigenen bewussten und unbewussten Wünschen und Konflikten, oder auch beim Sex. So lassen sich einschränkende Hemmungen und das Schweigen brechen. Dazu waren und sind die Antibabypille und andere Verhütungsmittel unerhört wichtig.

Im Oktober 67 wurde in San Francisco der Summer of Love von den Bewegten als beendet erklärt. Man trug einen Hippie symbolisch zu Grabe, weil der Geist von 67 vom Kommerz vereinnahmt worden sei. Zu Recht?

Sicher doch, der Kapitalismus hat es leider bis jetzt geschafft, sogar Protestbewegungen zu vereinnahmen. Es liegt in der Natur dieses Systems, dass alles kommerzialisiert und kontrolliert werden muss. Wie kann man überhaupt Widerstand leisten und nicht kapitulieren? Den Summer of Love zu Grabe zu tragen, das war auch eine symbolische Geste verbunden mit dem Eingeständnis, dass die Hippiebewegung ohne politische Orientierung war – einfach ein Geniessen, solange es geht, und das hatte natürlich sein Ende.

Was ist für Sie persönlich vom Summer of Love 67 übriggeblieben? Eine Welt ohne Krieg etwa haben wir nicht erreicht, indem wir im Schneidersitz auf einer Blumenwiese «Love & Peace» gemurmelt haben.

In meinem Leben ist es nicht zufällig, dass ich seit 1980 in Lateinamerika lebe, arbeite und politisch tätig bin, heute in Uruguay. Zum Glück haben die Bewegungen der sechziger Jahre es doch geschafft, vielen Menschen die Möglichkeit zum kritischen Denken zu geben. Besonders auch den Frauen; wie frau sich entscheidet, ist heute eine persönliche Wahl. Hoffentlich ist es weiterhin möglich, sowohl auf einer Blumenwiese zu liegen und frei zu lieben, wie sich auch politisch zu engagieren, was mehr denn je nötig ist! Dies im Bewusstsein, dass wir sehr grosse Privilegien haben, denn die meisten Menschen leben in Ländern, wo Wiesen verseucht sind von

Kriegsmunition. Und wo Blumen verdorren aufgrund des Klimawandels. Es ist uns privilegierten Bewohnern der Schweiz, die wir immer noch im Schneidersitz romantisch sein können, zu wenig bewusst, dass die aktuellen Flüchtlingsströme eine historische Antwort sind auf die Kolonialisierung der südlichen Länder durch Europa. Die Schweiz ist Teil davon und hortet immer noch die gestohlenen Millionen vieler Diktatoren. Der «Blutdiamant» ist leider noch aktuell, und es gibt nur eine Antwort, die schon damals in den sechziger Jahren unser Slogan war: Kampf für eine gerechtere Welt, internationale Solidarität!

Ursula Hauser, 1946 geboren, ist im zürcherischen Kilchberg in einer kleinbürgerlichen Familie aufgewachsen. Nach einer ungewollten Schwangerschaft mit 19 und der folgenden Abtreibung reist sie in die USA, wo sie den Summer of Love in San Francisco miterlebt. Auch die Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg und die Diskriminierung der Afro-Amerikaner prägen sie stark. Zurück in der Schweiz, wird sie Lehrerin, später Psychologin; dazu taucht sie in die 68er-Protestbewegung ein. Sie reist später nach Nicaragua, Costa Rica und Uruguay, wo sie beginnt, mit traumatisierten Menschen zu arbeiten. Sie heiratet einen engen Weggefährten des kubanischen Revolutionärs Che Guevara (ermordet im Oktober 1967), welcher später an den Folgen von Folter und Misshandlung stirbt. Folteropfer und Kriegstraumatisierte in Lateinamerika und auch in Gaza versucht sie mit der Methode des «Psychodramas» von ihrem Leid zu befreien. 2014 wurde Hauser von der Schweizerischen Gesellschaft für Angewandte Psychologie für ihre herausragenden Leistungen ausgezeichnet. Heute arbeitet sie weiterhin für diverse NGO; siehe www.fundacionursulahauser.com

Literatur: Die Rebellin. Ein Leben für Frieden und Gerechtigkeit. Ursula Hauser; geschrieben von Tanja Polli. Wörterseh Verlag, Gockhausen 2015